

it

JOYCE LEBRA

Der DUFT *des*

SAKE

Roman

Japan im 19. Jahrhundert. Rie ist die Tochter eines angesehenen Sake-Brau-ers und einzige Erbin. Doch als Frau ist sie nicht dazu bestimmt, das Fa-milienunternehmen zu leiten – allein die Nähe von Frauen, glaubt man, ver-dirbt den Sake. Stattdessen muss sie den Nichtsnutz Jihei heiraten, der zum Nachfolger ihres Vaters auserwählt ist. Dieser zeigt jedoch weder Fähig-keit noch Willen, diese Aufgabe zu erfüllen. Rie lässt sich nicht entmutigen: Mit Courage, großem Mut und leidenschaftlichem Willen kämpft sie dafür, die Brauerei Weißer Tiger, ihr familiäres Erbe, in ein florierendes Sake-Impe-rium zu verwandeln. Unverhofft trifft sie dabei auch ihre verloren geglaubte Jugendliebe wieder . . .

Joyce Lebra, 1925 in Honolulu geboren, studierte Asienwissenschaften und verbrachte mehrere Jahre in Japan und Indien. Sie war Professorin für Japa-nische und Indische Geschichte an der University of Colorado und schrieb zahlreiche Romane und Aufsätze über asiatische Frauenkultur.

insel taschenbuch 4028

Joyce Lebra

Der Duft des Sake



JOYCE LEBRA
DER DUFT DES SAKE

Roman

Aus dem Amerikanischen von Ursula Gräfe

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel
The Scent of Sake bei Avon, HarperCollins Publishers, New York.
Copyright © Joyce Lebra
Umschlagfoto: Ashley Lebedev / Trevillon Images / Shutterstock.com

insel taschenbuch 4028

Deutsche Erstausgabe

Erste Auflage 2011

© Insel Verlag Berlin 2011

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Vertrieb durch den Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

www.hildendesign.de

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-35728-5

1 2 3 4 5 6 – 16 15 14 13 12 11

DER DUFT DES SAKE

Gewidmet all jenen, die die Tradition bewahren

Als Amaterasu aus der dunklen Höhle erschien,
wurde es hell auf den Ebenen des Hohen Himmels
und im Land der Schilfebene . . .

Kōjiki

Kapitel 1

Niemals würde Rie diesen Tag vergessen. Den Tag, an dem ihre Mutter ihr verkündete, wen man zu ihrem Ehemann bestimmt hatte.

Rie hatte im kalten Hof gekniet und die hölzernen Sake-Fässer geschrubbt, die so riesig waren, dass man einen Flaschenzug brauchte, um sie zu heben. Eine große Scheuerbürste mit beiden Händen umklammernd, schrubbte sie vor und zurück, vor und zurück, bis ihr alles wehtat. Immer wieder rieb sie die blau gefrorenen Hände und hauchte hinein, kratzte sich unter dem Baumwolltuch, das ihr langes, dichtes Haar bändigte, und rutschte auf der Schilfmatte umher, auf der sie kniete. Hin und wieder spähte sie durch den Nebel ihres Atems zur Tür des Brauhauses und sog den eigentümlichen schweren Duft von Hefe ein, der jeden Winkel des alten zügigen Wohngebäudes, ja des ganzen Anwesens durchdrang. Frauen war es streng verboten, durch den dunkel vor ihr gähenden Eingang zu treten.

»Frauen als Brauer machen den Sake sauer«, hieß es bei den Alten, und Rie war von klein auf immer wieder ermahnt worden, sich nie auch nur in der Nähe der Kura aufzuhalten. Dennoch liebte sie den Duft nach Hefe, der beim Brauen die Luft erfüllte. Schon als kleines Mädchen hatte sie am liebsten vor dem Brauhaus und bei den Fässern gespielt. Und dann voller Angst auf die Nachricht gewartet, der Sake sei sauer geworden. Aber das war nie geschehen. Doch nun, da sie erwachsen war und insgeheim ihre eigenen Ansichten über das hatte, was eine Frau leisten konnte, hatte sie es sich

zur Aufgabe gemacht, die Fässer auszuwaschen, wenn ihr Vater nicht hinsah.

Diesmal jedoch erwischte er sie. »Rie! Hab ich dir nicht gesagt, du sollst dich von den Brauhäusern fernhalten? Es ist zu gefährlich, so nah an die Kura heranzugehen. Außerdem ist es nicht deine Aufgabe, die Fässer zu reinigen.«

Rie schaute auf. Die Hände in den Ärmeln seines indigoblauen Arbeitskimonos, hatte ihr Vater sich drohend vor ihr aufgebaut. Seine weißen Augenbrauen, die Rie stets an Hühnerfedern erinnerten, schienen sich vor Zorn zu sträuben.

»Versteh mich doch«, hätte sie so gern gesagt, »versteh doch, dass ich nur mein Bestes für dich und unser Haus tun möchte.« Aber das brachte sie nicht über die Lippen.

Rie erhob sich, schlug die Augen nieder und verbeugte sich. Sie hatte keinen größeren Wunsch auf der Welt, als es ihrem Vater Kinzaemon IX., dem Oberhaupt des Hauses Omura, recht zu machen, ihm zu gefallen. Er vertrat die neun Generationen, die lange Reihe der Ahnen, denen er und Rie verpflichtet waren und in deren Schuld sie standen, eine Schuld, die nie beglichen werden konnte. Dennoch hatten sie ihr ganzes Leben lang danach zu trachten.

Mit dem Tod von Ries jüngerem Bruder waren vorläufig alle Hoffnungen und Träume ihres Vaters gestorben. Irgendwann jedoch, nach endlos erscheinenden Wochen der Trauer, hatte er schließlich die bedeutungsschweren Worte gesprochen, die das Leben seiner Tochter verändern sollten: »Die Zukunft des Hauses Omura liegt nun in deinen Händen, Rie. Dir allein obliegt es, die Ehre und den Wohlstand unseres Hauses zu bewahren. Vergiss nie, welche große Verantwortung du trägst.«

Das Brauereigeschäft war durch und durch eine Männer-

welt, und jeder hätte Verständnis dafür gehabt, wenn Kinzaemon den Sohn, den er mit einer Geisha hatte, als seinen Nachfolger ins Haus geholt hätte. Aber die Chōnin – die Kaufmannsfamilien – von Kansai zogen es häufig vor, einen Ehemann für eine Tochter zu adoptieren, wenn sie keinen Sohn hatten, beispielsweise einen besonders tüchtigen Angestellten, der einen Gewinn für den Familienbetrieb darstellte. Diese Strategie war bei den Sake-Brauern sehr verbreitet und galt als klug.

Also lasteten nun die Pflicht gegenüber den neun Generationen und sämtliche Hoffnungen ihres Vaters auf Rie. Sie ertrug es kaum, wie niedergeschlagen er aussah und wie ihre Mutter, sobald sie sich näherte, hinter hektischer Betriebsamkeit verbarg, dass sie geweint hatte. Rie hatte sich geschworen, ihren Eltern diese Bürde abzunehmen und sie selbst zu tragen.

Während sie die Fässer auswusch, sah sie die großen braunen Augen ihres kleinen Bruders Toichi vor sich. Er war der einzige Sohn ihres Vaters gewesen, sein Erbe. Sie hätte besser auf ihn aufpassen müssen. Sie war dafür verantwortlich, dass es ihn nicht mehr gab. Diese Schuld, eine Folge ihrer Unachtsamkeit, würde sie für den Rest ihres Lebens zu tragen haben. Sie hatte ihre Pflicht gegenüber dem Haus vernachlässigt. Nachdem sie das letzte Fass zu Ende geschrubbt hatte, waren ihre Hände blau gefroren, und ihr Vater hielt ihr eine Strafpredigt. Etwas Besseres hatte sie nicht verdient. »Nein, Vater, ich werde es nicht vergessen. Aber ich will diese Arbeit niemand anderem überlassen. Sie ist zu wichtig. Und ich bin auch gar nicht so nah an der Tür.« Sie schaute kurz auf und senkte rasch wieder den Blick.

»Mach, dass du in die Küche kommst!«, brüllte Kinzaemon.

Rie achtete sorgfältig darauf, ihren Zorn und ihre Enttäuschung nicht zu zeigen. Sie verbeugte sich, ließ die Bürste fallen und rannte über den gestampften Lehm Boden des Korridors ins Haus. In die Küche. Dort gehörten Frauen hin. Eigentlich widersprach sich ihr Vater, wenn er sie dorthin verbannte.

Schließlich war sie sein ältestes und nun einziges Kind. Die Samurai wussten, was sie zu tun hatten, wenn ihre Frauen unfruchtbar waren oder nur Töchter bekamen. Sie nahmen sich eine Konkubine, die ihnen den erwünschten Erben lieferte. Doch bei den Kaufmannsfamilien von Kansai hatten auch Töchter einen Wert. »Eine Tochter im Heim lässt es blühen und gedeihen«, pflegten die Hebammen bei der Geburt eines Mädchens zu verkünden. Und es war wirklich etwas Wahres daran. Bei einem Jungen hing so vieles vom Glück ab. Er konnte aufgeweckt, aber auch strohdumm sein – die Eltern mussten nehmen, was sie bekamen. Ries kleiner Bruder Toichi war ein kluges Kind gewesen. Bei einer Tochter hingegen spielte es kaum eine Rolle, ob sie intelligent war oder nicht, hatte man doch die Auswahl unter einer ganzen Reihe von möglichen Adoptivhemännern. Und eine angesehene Familie wie die Omuras hatte in diesem Punkt sehr vorteilhafte Aussichten.

Jetzt, da es Toichi nicht mehr gab, war es eine zwingende Notwendigkeit, dass Rie sich für das Brauereigeschäft interessierte und so viel wie möglich von ihrem gebieterischen Vater und seinem Prokuristen Kin lernte. »Es wird deinem Mann und damit unserem Haus zugutekommen, wenn du dich mit der Brauerei auskennst. Ich will, dass die Brauerei Weißer Tiger einmal die Nummer eins wird«, pflegte ihr Vater zu sagen.

Entschlossen, alle Wünsche ihres Vaters zu erfüllen, eilte Rie nun durch den Korridor mit dem Lehm Boden und den mit polierten Dielen ausgelegten Flur. Als Buße. Aber wie sollte sie das schaffen, fragte sie sich, während sie über das im fahlen, kalten Morgenlicht schimmernde dunkelbraune Holz schlitterte. Sie strich über den stattlichen alten Zypressenpfeiler, der das Haus Omura seit neun Generationen stützte. Das Haus, dessen Oberhaupt sie so sehr enttäuscht hatte. Rie war neunzehn Jahre alt, aber ihre Arme konnten den Balken kaum umfassen. Sie ging nun langsamer auf die Küche zu.

»Ah, da seid Ihr ja.« Onatsu, das dralle Hausmädchen, dessen rote Apfelbäckchen seine ländliche Herkunft bezeugten, reichte Rie lächelnd eine Schale Tee, an der sie sich die Hände wärmen konnte. »Ojō-sama« – Onatsu verwendete die respektvolle Anrede für die Tochter des Hauses –, »Eure Mutter möchte Euch sehen. Sie erwartet Euch in ihrem Zimmer.« Sie verbeugte sich abermals.

»Danke, Onatsu.« Rie umfasste die wärmende Schale mit beiden Händen und trank. Dann reichte sie sie Onatsu zurück. Ehe sie sich auf den Weg durch den kalten Korridor machte, zog sie ihren Schal und ihre Schürze zurecht. Dann stieg sie die steile, glatte Treppe hinauf in den ersten Stock zum Zimmer ihrer Mutter.

»Ich bin's«, kündigte sie sich vor der Tür kniend an.

»Komm herein, mein Kind«, tönte die weiche Stimme ihrer Mutter ihr entgegen.

Die Hanas Stimme innewohnende Kraft verwunderte Rie stets aufs Neue. Sie öffnete die Schiebetür, verbeugte sich und blickte in das vornehme Gesicht ihrer Mutter, das nicht im Geringsten von ihren zahlreichen Pflichten gezeichnet

war. Als Ehefrau eines Sake-Brauereis war sie für Verköstigung, Unterbringung, Kleidung, medizinische Versorgung und überhaupt das Wohlergehen sämtlicher Arbeiter in der Brauerei verantwortlich. Rie glitt auf Knien ins Zimmer und blieb vor dem Hibachi, dem Kohlebecken, hocken, um ihre Hände zu wärmen. Sacht rieb sie ihre aufgesprungenen roten Finger über der Glut.

Ihre Mutter saß ihr gegenüber mit dem Rücken zu ihrer Frisierkommode aus Paulownienholz und nähte einen Kimono zusammen, den man zur Reinigung aufgetrennt hatte. Das Zimmer war geräumig – acht Tatami – mit einem angrenzenden, zwei Tatami großen Ankleidezimmer. Japanischem Geschmack entsprechend war es nur spärlich eingerichtet: ein niedriger Lacktisch, der Hibachi, die Frisierkommode und ein paar Sitzkissen. »Wo warst du, Rie? Wieder draußen vor der Kura?«

Rie zögerte und verbeugte sich leicht. »Ja, Mutter, ich habe die Fässer ausgewaschen.« Sie schob ihren Rücken und die nassen Füße näher an das warme Kohlebecken heran und griff nach der Teekanne, um sich und ihrer Mutter Tee einzuschenken.

»Du weißt, Rie, dass dein Vater das nicht mag. Und auch noch so nah an der Kura. Ich bin schon immer der Meinung gewesen, dass wir uns nicht mal in der Nähe der Tür aufhalten sollten. Du weißt, wie groß die Gefahr einer Verunreinigung ist.«

Hana biss einen Faden ab und beäugte kritisch ihr Werk. Sie hatte versucht, ihrer Tochter den Doppelsteppstich beizubringen, aber Rie war nicht so geschickt wie ihre Mutter. Nähen gehörte eindeutig nicht zu ihren Begabungen.

Rie setzte ihre Teeschale ab und stocherte mit langen Me-

tallstäbchen in den Kohlen. »Ja, Mutter, ich weiß. Ich bin aber doch gar nicht so nah an der Tür. Es geht auch nicht anders, weil die Kurabito die Fässer immer dort liegen lassen. Der Brunnen ist außerdem ja auch da.« Der Gedanke an den Brunnen ließ Rie erschauern. Wäre sie an jenem Tag in seiner Nähe gewesen, wäre ihr kleiner Bruder wahrscheinlich nicht hineingestürzt. Rie war damals acht Jahre alt, und Toichi konnte erst seit ein paar Monaten laufen. Wie hätte sie ahnen können, dass er sich am Brunnenrand hochziehen und hineinfallen würde. Bei der Erinnerung überzogen sich ihre Arme mit Gänsehaut. »Ich kann die Fässer doch nicht wegrollen. Der Toji-san hat sich noch nie beschwert. Und er ist schließlich der Braumeister.«

»Das würde er auch nie tun. Er hatte dich schon immer sehr gern. Als du klein warst, hat er dich sogar in den Fässern spielen lassen. Er weiß, dass du die Tradition unseres Hauses fortführen wirst. Aber du weißt auch, dass die Ikedas letztes Jahr einen ganzen Jahrgang verloren haben, weil ihr Sake sauer wurde. Du musst deinem Vater gehorchen.«

Rie stieg die Hitze in die Wangen. Mit zusammengepressten Lippen griff sie nach ihrer Teeschale. Sie wärmte sich die Hände und atmete den tröstlichen Duft des grünen Tees ein.

»Natürlich, Mutter.« Wortlos stellte sie die Schale ab und hielt ihre Hände wieder über den Hibachi. Sie wusste, dass es besser war, zu schweigen.

»Nimm noch etwas Tee, Rie.« Ihre Mutter lächelte.

Noch einmal glitt Ries Blick über die vornehmen Züge ihrer Mutter. Sie hatte eine fein gebogene Nase wie die adligen Damen aus der alten Hauptstadt Kyōto. Es war bekannt, dass einer von Hanas Vorfahren eine Liaison mit einer Hof-

dame aus Kyōto gehabt hatte. Sie hatte die Schönheit dieser Frau geerbt.

»Noch etwas, Rie . . .«

Rie schaute erneut zu ihrer Mutter hin und senkte dann den Blick. Jetzt kam der Grund, aus dem Hana sie hatte rufen lassen.

»Du bist nun fast zwanzig Jahre alt, und es ist höchste Zeit, sich ernsthafte Gedanken über deine Verheiratung zu machen. Wir haben mehrere vielversprechende Bewerber. Dein Vater und ich interessieren uns besonders für Jihei, den Sohn der Okamotos. Er hat seine Lehre bei den Oharas gemacht. Er hat also eine ausgezeichnete Ausbildung, und das, was wir über ihn in Erfahrung bringen konnten, klingt sehr vorteilhaft.«

Jihei?

Rie schaute erschrocken auf. Sie versuchte sich zu erinnern, wie Jihei aussah. Er war einer der jungen Männer, die manchmal zu ihnen ins Kontor kamen.

»Ach ja, der, ich weiß«, murmelte sie, und das Herz wurde ihr schwer. Jihei war der junge Mann mit der großen Nase und den struppigen Augenbrauen, die denen ihres Vaters gleichen. Nicht gerade der bestaussehende von den Kontoristen. Kein Vergleich zum dritten Sohn der Katōs, dessen vornehme Haltung, markante Züge und schlanke Finger von großer Feinfühligkeit sprachen. Am Tag von Toichis Beerdigung hatte ebendieser Saburō Katō, als er ihr leise sein Beileid aussprach, ihr so teilnehmend in die Augen gesehen, dass sie gespürt hatte, wie sehr er mit ihr fühlte. Dass er ihren Schmerz verstand. Seit damals war Saburō ihr mehr als einmal aufgefallen. Hätte man ihr die Wahl gelassen, sie wäre auf *ihn* gefallen. Doch das kam selbstverständlich nicht in Frage.

»Das offizielle Omiai – unser erstes Zusammentreffen mit ihm und seiner Familie – wird Anfang nächsten Monats stattfinden. Die Okamotos sind auf uns zugekommen. Offenbar meinen sie es ernst.« Hana machte eine Pause und drehte ihre Teeschale in der Hand. »Wir wollten das erste Treffen nicht zu lange hinauszögern, damit sie nicht beleidigt sind und sich womöglich anderweitig umschaun. Ihr könntet noch vor dem Sommer heiraten.«

»Ich verstehe.« Rie stellte behutsam die Teeschale ab, ihre Hand zitterte.

»Du weißt, dein Vater und ich wollen nur dein Bestes.«

Rie seufzte und versuchte, Jiheis Gesicht aus ihrem Kopf zu verbannen. Glücklicherweise war es ohnehin nicht sehr eindrücklich. Und unglücklicherweise waren es die Interessen der Familie, auf die es ankam, nicht ihre eigenen Vorlieben.

Hana sah ihr ins Gesicht, ehe sie fortfuhr. »Persönliche Gefühle haben sehr wenig mit der Ehe zu tun. Dein Vater und ich hatten Glück. Wir fassten Zuneigung zueinander, nachdem wir geheiratet hatten. Darauf musst du hoffen.« Sie machte eine Pause. »Wir wissen, dass du das einsiehst. Wir werden also Frau Nakano bitten, die Vorbereitungen für ein Omiai zu treffen. Und wenn alles gutgeht, heiratet ihr an einem glückverheißenden Tag im Mai. Mir haben Hochzeiten im Frühling immer besser gefallen. Im Sommer ist es einfach zu heiß.«

Hana beugte sich ein wenig nach vorn. »Du musst dich bemühen, Jihei eine gute Ehefrau zu werden, Rie. Sei fügsam. Deine Gefühle dürfen dir nicht in die Quere kommen.« Hana legte ihre Näharbeit beiseite und sah Rie eindringlich ins Gesicht. »Frauen sind oft gezwungen, ihr Ich zu töten. Andernfalls machen wir uns das Leben zu schwer.«

Ihr *Ich töten*. Hatte sie das nicht schon getan, als ihr Bruder starb? War ihr Herz nicht schon damals an ihrer Schuld zerbrochen?

Ihre Mutter beugte sich wieder über ihre Näharbeit. »Und vergiss nicht, dass du auch großes Glück hast. Du wirst nicht mit einer Schwiegermutter unter einem Dach leben. Diese Pflicht muss dein Mann auf sich nehmen. Er muss sich viel stärker anpassen als du.« Wieder warf sie Rie diesen Blick zu.

Rie fragte sich, wann ihre Mutter ihr *Ich* hatte töten müssen. Als sie ihren kleinen Sohn Toichi verlor? Vor Schuldgefühl und Reue glühten Ries Wangen so heiß wie die Kohlen im Hibachi. »Ja, Mutter.« Sie verbeugte und entschuldigte sich, ehe sie den Raum verließ.

Langsam stieg sie die Treppe hinunter und schritt, nachdenklich einen Fuß vor den anderen setzend, durch den Korridor. Sie schlüpfte in ihre hölzernen Geta und trat ins Freie. Dann öffnete sie das quietschende, verwitterte Tor zum Garten und lief über die runden Steine zu einem bestimmten, besonders großen Felsen, lehnte sich dagegen und starrte gedankenverloren auf den Teich, in dem einige Koi schwammen.

Natürlich hatte es so kommen müssen. Sobald Eltern ihr fünfzigstes Lebensjahr erreichten, mussten sie ihre Nachfolge sichern. Ries Verheiratung war nicht mehr zu vermeiden. Und schließlich hatte ihre Mutter von der Zuneigung gesprochen, die sich zwischen ihr und Ries Vater entwickelt hatte. Rie wusste, dass dies die Wahrheit war. Vielleicht würde dies auch bei ihr und ihrem Mann geschehen. Eine Wahl hatte sie ohnehin nicht. Sie musste Jihei heiraten. Und Saburō Katō vergessen. Nicht, dass sie das jemals könnte.

An jenem Abend saß Rie in Gedanken versunken vor ihrem Frisiertisch. »Töte dein Ich«, hatte ihre Mutter gesagt. Wie war es möglich, sein Ich zu töten und dennoch weiterzuleben, zu überleben?, fragte sie sich. Sie erinnerte sich an den Tod eines Kurabito, eines Brauhelfers, vor einigen Jahren. Ihre Mutter hatte damals lange um den Mann getrauert, beinahe so lange wie um Toichi, denn es war ihre Pflicht, für das Wohlergehen der Arbeiter in der Brauerei zu sorgen.

Rie starrte auf ihr Spiegelbild. Einmal hatte sie belauscht, wie jemand im Kontor gesagt hatte, sie sähe aus wie eine Bäuerin. Das hatte er nur gewagt, weil ihr Vater sich nicht im Raum befand. Sie seufzte. Obwohl ihre Augen groß und anziehend waren, war nicht zu leugnen, dass ihre Zähne etwas vorstanden. Sie wusste, dass sie keine Schönheit im klassischen Sinne war. Plötzlich musste sie daran denken, wie ihr Vater sie ständig in die Küche schickte, sie von der geschäftlichen Seite der Brauerei fernhalten wollte, besonders von Transaktionen, bei denen es um Geld ging, etwas, zu dem die Frauen der Kaufmannsfamilien von Kansai keinen Zugang hatten. Wie sollte sie ihre Pflicht gegenüber dem Haus erfüllen, wenn man ihr keinen Einblick in das Brauereigeschäft gestattete? Sie seufzte tief und blieb noch lange vor dem Spiegel sitzen, ehe sie ihren Futon auslegte.

Eine arrangierte Ehe war also ihr Schicksal. Aber ihr Ich würde sie nicht töten. Sie würde einen Weg finden, um zu überleben.

Für die förmliche Zusammenkunft der Familien der beiden Heiratskandidaten, bei der Herr und Frau Nakano als Vermittler fungierten, hatte man ein Séparée im vornehmsten Teehaus von Kōbe reserviert. Rie biss sich auf die Lippen und hielt den Atem an. Im eleganten blassblauen Kimo-

no aus feinsten Seide betrat sie hinter ihren Eltern den mit goldenen Wandschirmen abgeteilten Raum. Obwohl sie, wie es sich gehörte, während der gesamten Begegnung den Kopf gesenkt hielt, konnte sie erkennen, dass sie recht gehabt hatte, was Jihei betraf. Er hatte eine große Nase und geradezu furchterregende Augenbrauen. Unablässig starrte sie auf das Lacktablett vor ihr, derweil ihre Eltern und die Okamoto die Höflichkeiten austauschten, die ihr Schicksal besiegelten. Regungslos und mit einem flauen Gefühl im Magen hörte sie zu.

Wenige Tage später brachten die Omuras ihren offiziellen Antrag vor. Die Okamoto nahmen ihn an, und die Hochzeit sollte am letzten glückverheißenden Tag im Mai stattfinden.

Die nächsten Tage und Wochen verbrachte Rie damit, sich für den wichtigsten Kimono ihres Lebens zu entscheiden. Während sie Kasuri-, Seiden- und Brokatstoffe befühlte und die Tage zählte, dachte sie über den Fremden nach, den ihre Eltern zu ihrem Ehemann bestimmt hatten. Ob er so langweilig war, wie er aussah? Oder würde er sie überraschen? Immer näher kam der Tag ihrer Hochzeit, der Tag, von dem jede Frau wusste, dass er der wichtigste ihres Lebens war. Doch sooft sie nur daran dachte, beschlich sie eine düstere Vorahnung. Warum nur?